

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 58 (1978)
Heft: 8

Buchbesprechung: Das Buch

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DREIMAL BÖHMEN

Romane von Alfons Clary-Aldringen, Peter Lotar und Jiři Hochmann

Dreimal Böhmen: der kakanische Fürst, der Prager Jude, der proletarische Kleinbürger. Dreimal Böhmen: der Deutsche, der Deutsch-Tscheche, der Tscheche. Dreimal Böhmen: der Neunzigjährige, der Siebzigjährige, der Fünfzigjährige.

Dass die drei Bücher von Alfons Clary-Aldringen, Peter Lotar und Jiři Hochman gleichzeitig erschienen sind, verlockt zum Vergleichen mehr als zu einer Rezension. Wahrhaftig: wer sie nacheinander in dieser Reihenfolge der Generationen liest, dem wird Böhmen in Geschichte und Gegenwart deutlicher, der schaut tiefer in dieses Herz Europas hinein, hört seinen Schlag und spürt seine Unruhe, was dem flinken Touristen verborgen bleibt, der oft nachher wie vorher von der «goldenen Stadt» faselt, diesem Reklameschildchen über einem Grau und Grauen.

Schon die Titel sind ein Programm für jüngste böhmische Historie: *Geschichten eines alten Österreichers* – das heisst zugleich unverbrüchliches Treuebekenntnis zu einer Monarchie, die 1918 in den Augen der einen ermordet wurde, für die anderen in Agonie starb¹.

Eine Krähe war mit mir – da klingt das melancholische Grundmotiv eines Schubert-Liedes an und drückt die Wehmut eines Menschen aus über den unwiderrufflichen Untergang der Drei-Völker-Stadt, der Drei-Kulturen-Stadt Prag².

Böhmisches Happening – das ist in Satire verkleidete Wut über das Verkommen eines in demokratischer Tradition bewährten Volkes zum Spielball benachbarter «Befreier» und ihrer bürokratischen Marionetten daheim³. Böhmischer Orwell mit tschechischem Witz.

Auch die Formen sind bezeichnend für diese böhmische Trilogie: Der greise Fürst Alfons Clary-Aldringen plaudert in seinem Palazzo in Venedig, dem letzten Rest seines einst immensen Vermögens, aufs Tonband. Es sind Geschichten, Geschichtlein, Anekdoten, nie indiskret – das liesse die Erziehung nicht zu –, jovial, dass der Bürger beglückt ist, wie gütig, menschlich der hohe Herr doch ist, auch wenn er ihm seine Unerzogenheit und Ungezogenheit so leicht nicht nachsieht, seinen Mord am Hause Habsburg, seinen nationalen Chauvinismus, seine ordinäre Gleichmacherei, seinen wachsenden Mangel an Distinktion. Er hat keine literarischen Ambitionen. Er hätte es ja gar nicht getan, dieses gesellschaftliche Parlieren über seine, eine versunkene, für die meisten nie erschaute oder erschaubare Welt festzuhalten, wäre da nicht Golo Mann gewesen, mit seinem feinen Gespür, dass hier einer ist, dessen Leben memorabile ist, einmalig und gleichnishaft zugleich und eine Epoche abschliessend, die Gott und dem Kaiser Treue hielt. Das Böhmische an diesen

Geschichten finde ich (da bin ich mir nicht ganz sicher) in der Fabulierlust und Erzählkunst, ein aristokratischer Jaroslav Hašek. Während sein Braver Soldat Schwejk aus der Froschperspektive alles, was ihm in den Sinn kommt, nach oben quakt, zwitschert der Fürst aus der Vogelperspektive – oder sagen wir richtiger – aus der Adlerperspektive alles, was er sieht und gesehen hat. Da ein Adler nicht zwitschert, sehen Sie, dass dieser Vergleich (wie jeder) hinkt.

Der Prager Jude *Peter Lotar* strengt sich an. Er sucht für seinen Lebensbericht die strenge Form des Romans. Dass autobiographische Romane kaum je ganz gelingen, sei nur am Rande bemerkt. Warum verfremdet er sein Thema? Waren es literarische Ambitionen? Dies gewiss auch, denn er ist Schriftsteller und Schauspieler, seine Stücke wurden in Deutschland erfolgreich aufgeführt, seine Hörspiele von vielen Rundfunkanstalten übernommen. Aber der Reinhardt- und Piscator-Schüler und als deutscher und tschechischer Schauspieler gefeierte Peter Lotar schlüpft in die Maske des Marek Truntschka auch – und vor allem –, um zeigen zu können, wie es nicht gerade nur in seinem Leben, in seiner Familie zugegangen ist, sondern um jenes Klima fühlen zu lassen, das zwischen den Kriegen den nächsten Krieg für jeden, der Augen und Ohren hatte, fast auf den Tag genau bestimmbar machte. Sicherlich zeigt er uns mit dieser Form auch sein exemplarisches, sein beispielhaftes Leben, ein Prager Jude, der bei den Tschechen und Deutschen daheim war, während sich das Prager Judentum fast ausschliesslich zum Deutsch«tum» bekannte. Daheim – sagte ich –, nein, dadurch war er heimatlos schon vor seiner Emigration. Dass mich die Sprache die-

ses Romans an Werfel und Kisch, an Brod und Urzidil erinnert, mag an jenem unausrottbaren Prager Deutsch liegen, das durch Kafka eine moderne Klassizität erfahren hat. Dass es das reinste Deutsch sei, möchte ich als eine Lebenslüge der Sprachgeschichtler bezeichnen, aber zweifellos ist es von einer faszinierenden Sterilität. Die Romanform ermöglicht Peter Lotar vor allem, die böhmische Tragödie nach 1918 als ein durch den Übermut kleinbürgerlicher Tschechen provoziertes Polit-Grusical verständlich zu machen, eine Tatsache, die infolge der Untaten Hitlers nicht nur fast von allen Prager Juden, von den durch das schmähliche Münchner Abkommen blamierten Westmächten, sondern auch von den meisten Deutschen nach 1945 überschwiegen wurde. Und der Roman bleibt Autobiographie. Denn Primator Klapka, der ehemalige Oberbürgermeister von Prag, «ist vom deutschen Volksgerichtshof zum Tod verurteilt worden wegen fortgesetzter Fluchthilfe, Dokumentenfälschung und Hochverrats. Die Hinrichtung wurde vollzogen.» Er hatte dem von der Gestapo gejagten Peter Lotar die Flucht ermöglicht.

Der proletarische Kleinbürger *Jiří Hochman* ist das Opfer der nächsten Eskalation erniedrigender Herrschaft. Er ist den Weg gegangen, den einer gehen muss, damit er selber einer wird. Was wussten schon der Teplitzer Fürst und der Prager Fabrikantensohn vom Arbeiter? Hochman kannte nichts anderes als das Arbeitermilieu, er lernte Tischlerei, er wurde Buchhalter, Handelsakademiker, natürlich Kommunist, dann Parteijournalist der offiziellen Gazette «*Rude Pravo*», Berichterstatter für die UNO, da mag das Gift begonnen haben, und schon brach die böhmische

Leidenschaft durch, die Satire des kleinen Mannes gegen die allmächtige Obrigkeit. Wahrscheinlich ist die Literatur der Völker zugleich ein nationales Panoptikum – man kann sich Strindberg nicht als einen Italiener vorstellen oder Shakespeare als einen Franzosen oder Goethe als einen Griechen – Čapek, Vančura, Hašek, sie wurden für uns zum Prototyp tschechischer Literatur, und der brave Soldat Schwejk zu einer tragikomischen Witzfigur, welche die Pragtouristen heute als Souvenir mitnehmen wie einst das Prager Jesulein. Tschechische Literatur ist nicht nur von dieser Art, aber der typisch tschechische Schelmenroman ist es wohl. Und Jiří Hochman hat mit seinem *Böhmischen Happening* bewusst und selbstbewusst einen geschrieben. Es ist ein Buch, bei dem ich – einsam lesend – laut herauslachte, ein Phänomen, das unsere Psychologen nur den lieben, armen Irren zubilligen. Hochman, dieser Gefangene des Husak-Regimes, dessen schwere Lungenkrankheit ihm letztlich jenen Funken von Menschlichkeit einbrachte, dass das System ihn aus dem Gefängnis nach dem Westen entliess, führt uns ein Dutzend Schwejks vor, um jene Weihnachtsgeschichte im (ein wenig gar Dickensschen Sinn) zu erzählen, wo eine Abteilung der «befreundeten Armee» unter Führung eines Generals in das Städtchen einziehen sollte. (Nebenbei bemerkt: Krämersdorf statt Křenov beweist die Instinktilosigkeit des Übersetzers, dass sich deutsche Leser böhmische Dörfer oder Kleinstädte wie dieses nicht in Sachsen vorstellen mögen. Aber auch Übersetzung ist Glückssache.) Mir ist am Ende bei aller Lust an dieser orwellesken – nein, das ist falsch, weil es schon Wirklichkeit ist –, bei dieser selbst mit dem

braven Soldaten Schwejk verglichen traurigen Satire das Lachen vergangen. Der letzte Satz seines Buches mag dafür stehen: «*Nehmen Sie diesem Volk den Spass, und Sie haben ihm alles genommen.*»

Den Inhalt der drei Bücher zusammenzuraffen, erzählt Alfons Clary-Aldringen mehr als sein Leben die Geschichte Altösterreichs fast seit dem Dreissigjährigen Krieg. Ein Hofmeister des Onkel Radziwill erzählte dem Knaben, dass er Napoleon auf dem Zug nach Russland in Wilna ein Gedicht auf französisch aufsagen durfte. Und dann: Konrad Henlein hat er als Dolmetscher im Gespräch mit einem britischen Abgeordneten über seine Sprachunkennisse geholfen. Und wer den Gothaer liebt, wird dieses Buch noch mehr lieben als ich.

Was bei Clary-Aldringen so ruhig dahinfließt, wie die Zeit, wird bei dem Prager Juden Peter Lotar so erregt wie der Vormärz der Revolution. Ein habsburgisch-deutschnationales-jüdisch-kapitalistisches Elternhaus, ein Sohn, der endlich werden darf, was der Vater so gern geworden wäre: Künstler, das Doppeldasein als Deutscher und Tscheche, anfangs als Deutscher wegen der blöden Verfolgungspolitik tschechischerseits, nachher unter Hitlers Macht auf seiten der Tschechen. Wer die böhmische, die deutsch-tschechische-jüdische Tragödie verstehen will, möge Peter Lotar lesen.

Und Jiří Hochman? Den Inhalt seines *Böhmischen Happenings* zusammenzufassen – ein Mittelding zwischen Kischon und Hašek. Und doch ein bisschen mehr. Die Rache, die intellektuelle Rache des tschechischen kommunistischen Proleten an der sozialistischen, bürokratischen Wirklichkeit. Das Buch

endet in jener Resignation, zu der die befreundeten Mächte dieses begabte Volk verurteilt haben.

Leonhard Reinisch

¹Alfons Clary-Aldringen, *Geschichten eines alten Österreichers*, Ullstein-Verlag, Berlin 1977. – ²Peter Lotar, *Eine Krähe war mit mir*, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1978. – ³Jiří Hochmann, *Böhmisches Happening*, Ullstein-Verlag, Berlin 1978.

BUDDENBROOKS IN DER SCHWEIZ?

Zum Roman «Grünsee» von Christoph Geiser

Der erste längere Prosatext von Christoph Geiser, die 1975 erschienene Erzählung *Zimmer mit Frühstück*¹, ist von der Kritik recht wenig beachtet und sicher unter seinem Wert behandelt worden: sein erster umfangreicher Roman, *Grünsee*², dürfte nun nicht mehr zu übersehen sein: neben einigen Gedichten (die Geiser als einen der interessantesten Lyriker der deutschschweizerischen Gegenwartsliteratur ausweisen) stellt er, ein so eigenständiger wie ausgeformter Roman, den Höhepunkt seines bisherigen Schaffens dar, eines der Bücher, von denen man etwa sagt, der Autor habe sich darin selber gefunden.

Um bei etwas Äusserlichem zu beginnen: der Schauplatz des Geschehens ist Zermatt – und das ist keine unwichtige Bagatelle: denn der Ort ist nicht nur Hintergrund, sondern selber Thema – und was Geiser hier gelingt, ist alles andere als selbstverständlich und ein Novum in der gegenwärtigen Literatur: einen Winterkurort von der Grösse und Mondänität Zermatts darzustellen, ohne je in die üblichen Klischees zu verfallen (wohlverstanden: es gibt die verklärenden Klischees der Fremdenprospekte so gut wie die karikaturistischen der Ge-

sellschaftskritik!), so dass der Leser den Ort erkennt und neu sieht zugleich. Es gelingt ihm dies, weil er nie ganz in die Mitte des Wirbels geht, sondern am Rande bleibt, die Skipisten von weitem sieht, aus der Sicht eines Spaziergängers, der doch bis vor kurzem ein leidenschaftlicher Skifahrer war und den Ort aus langjähriger Ferienerfahrung kennt und deshalb aus vielfacher Perspektive zeigen kann: aus gegenwärtiger Beobachtung und reichfacettierter Erinnerung.

Die winterlichen Spaziergänge, die den Rahmen des Buches bilden, wecken fast unweigerlich Assoziationen an ein anderes Winterbuch: an E. Y. Meyers «In Trubschachen». Ein Vergleich scheint sich um so mehr aufzudrängen, als es auch andere gemeinsame Motive gibt – so banale wie das des Essens, das in beiden Büchern eine Rolle spielt, und so unheimliche wie das der Angst, der Todesnähe, des Verfalls, das bei Geiser immer wieder zeichenhaft auftaucht: Lawinengefahr, rutschende Geröllhalden, Holzkreuze für verunglückte Bergsteiger. Aber der Vergleich der beiden Bücher würde wohl nicht allzu weit tragen und sicher zunächst dazu führen, die stilistische Eigenart

von «Grünsee» hervorzuheben: Geiser hat einen betont einfachen Stil entwickelt und festgehalten, Sätze, die dem Leser keine Schwierigkeiten bieten, scheinbar ohne Widerhaken; der Roman liest sich ausgesprochen leicht, ja, er vermag sogar eine eigenartige Spannung zu erzeugen, einen Sog, dem sich der Leser nicht leicht entziehen kann und der eigentlich erstaunt. Denn wie soll man erklären, dass man nicht nur beteiligt, sondern neugierig, ja gefesselt liest, wie einer Schinken in Scheiben schneidet und Bouillon über den Kartoffelsalat giesst, Solitaire spielt und widerwillig den Gesprächen fremder Wanderer zuhört? Geiser hält sich streng, ja hartnäckig an das Beschreibbare, an banale Themen, sein Sprechton ist der eines beharrlichen Understatements. Nur kein zu grosses Wort, nur kein zu starker, nur kein direkter Ausdruck von Gefühl – eher dessen Dämpfung und Brechung durch leise Ironie, durch Verkleinerung, durch Schweigen. Aber auch: kein Zuviel der Reflexion, der Analyse des Erzählten; die Deutung wird nicht mitgeliefert oder dann sorgfältig versteckt. Das Buch, das so einfach zu lesen ist, wird schwierig, wo die Deutung anfängt; es zieht wohl gerade deshalb den Leser in seinen Bann, weil es so wenig verrät.

*

So einfach aber die Geschichte abläuft, so eigenartig ist doch, genau besehen, der Aufbau. Der Icherzähler des Buches (er trägt deutlich die Züge des Autors, ohne diesen doch preiszugeben) arbeitet gerade an einem Buch über die Typhus-epidemie von 1967 in Zermatt; er trägt die Materialien dazu in seiner Mappe, als er, von seinem jüngeren Bruder ein-

geladen, widerwillig selber nach Zermatt fährt, in das Chalet, das seine Grossmutter über viele Jahre für die Familie gemietet hatte und das nun von einer Freundesgruppe des Bruders benützt wird. Ein Buch im Buch also, Erzählung des Erzählprozesses – und doch nicht ganz: denn der Autor lässt seinen Protagonisten schon nach dem ersten Tag vom Thema abkommen; auf seinen einsamen Wanderungen gerät er vom Typhus auf seine Kindheit, auf die Familiengeschichte. Die in Zermatt verbrachten Ferien werden erinnert, Zeitschichten schieben sich übereinander, Gesichter werden deutlich und lösen sich wieder auf. Der Themawechsel ist auffallend, wirkt fast provokativ. Denn aufgegeben wird ein Thema, das politische Deutung, gesellschaftliches Engagement erlauben würde, zugunsten eines privaten, eines Lebenskreises, der um so mehr privat und rein persönlich wirken muss, als die Familie, die nun ins Zentrum rückt (eine Familie, die mit zwei Dienstmädchen und dem Familiensilber in die Ferien reist) keineswegs repräsentative Geltung beanspruchen kann, vielmehr einen Sonderfall und Anachronismus darstellt. Und doch ist die Wendung ins Persönliche nicht als Flucht aufzufassen, sondern als Steigerung der Verbindlichkeit.

«Was soll ich noch damit: Mit dem Notspital, dem typhuskranken Bergbauern und dem Fieberdelirium ...?» fragt der Erzähler gegen Schluss des Buches: die Epidemie wäre nur mit Hilfe der Konstruktion, der Fiktion zu packen, denn er selbst und seine Familie blieben verschont, sie vermochten sich gegen die Krankheit zu schützen durch strenge Hygiene – nicht aber konnten sie sich schützen dagegen, dass die Familie auseinanderfiel, Ehen zerbrachen,

die junge Generation in eine gefährliche Isolation geriet, der begabte, einfallsreiche, bewunderte Vetter Pingger das Spiel gegen sich selbst verlor und Selbstmord beging. Eine Art «Buddenbrooks in der Schweiz» also, Verfall einer alten Familie? Aber freilich wäre die Ursache dafür nicht im Thomas Mannschen Konflikt zwischen Bürgertum und Kunst zu suchen. Geiser liefert überhaupt keine raffende, deutende Formel. In Bildern, kaum auffälligen, sind Hinweise zu suchen, etwa in der folgenden, plötzlichen Erinnerung an die Kindheit:

«Grossmutter verstand es, die Lampen jeweils in derjenigen Ecke des Zimmers, in der sie gerade sass, zu konzentrieren, ohne das Licht nur für sich zu beanspruchen, so dass alle, die sich in ihre Nähe setzten, in einem weiten Umkreis genug sahen.»

Die Grossmutter, von der hier die Rede ist, stellt gewiss die überragende Persönlichkeit der Familie dar, die dominierende Figur auch des Buches, vor allem im ersten Teil: mit ihr ist dem Autor ein erstaunliches Porträt eines alternden und alten Menschen gelungen – gesehen weder im Goldglanz verklärender Erinnerung noch mit der Überlegenheit des Erwachsenen über den Alten, sondern mit einem genauen, liebevollen, einem eigentlich partnerschaftlichen Blick. Grossartig ist ihre Sicherheit, ihre Vitalität als Gärtnerin, als Spaziergängerin, und noch in den Augenblicken, da Angst sie packt und das Alter sie lähmt, verliert sie nicht die Würde. Die Lampenszene charakterisiert sie genau: ihre Fähigkeit, die Familie zusammenzuhalten und ihr doch Spielraum zu lassen. Die Stelle hat etwas vom Abglanz des verlorenen Paradieses, beleuchtete Geborgenheit. Vom Ganzen des Buches her wird man freilich auch

in dieser Stelle bereits unheimliche Züge erkennen: der Lichtkreis schliesst nur die eigene Familie zusammen, kein Strahl fällt nach aussen (tatsächlich zentriert sich das Interesse der alten Frau ganz auf die eigenen Nachkommen). Ob ein so begrenzter Lichtkreis überhaupt möglich sei, mag man sich schon hier fragen, und auch, was geschieht, wenn einer aus dem Lichtkreis tritt oder die Lampen erlöschen.

Es gibt, gegen Schluss des Buches, eine Stelle, die wie ein Gegenbild zur zitierten Lampenszene wirkt, eine Stelle, die zeigt, dass auch in der alten Frau die Ahnung einer drohenden Dunkelheit lebendig war. Sie erzählt ihrem Enkel ihre Träume:

«Es sitzt ihr etwas im Hals, sie würgt und zieht eine tote Krähe mit blutigen Federn aus dem Mund; sie muss einen ganzen Hang voller Brennesseln jäten; sie muss Kohlen schaufeln, in einem engen Keller und erstickt fast am Staub, der immer dichter wird; sie sitzt auf der Terrasse in ihrem Garten, kann nicht aufstehen, ein junger Hund rennt winselnd vor Angst durch den Garten zu ihr und verkriecht sich unter ihrem Stuhl: Beim Erwachen, sagte Grossmutter, habe sie gewusst, dass sie selber dieser Hund sei.»

In diesen Träumen taucht alles auf, was im Lampenschein familiärer Geborgenheit ausgespart bleibt: die soziale Wirklichkeit derer, die im Dunkeln leben, die verdrängten eigenen Gefühle und Ängste. Und diese Träume, Ängste, das ausgesparte Dunkel des Lebens und des Todes zeichnen sich auch in der Familiengeschichte ab, konzentriert im Selbstmord des jungen Pingger, dem keine Erinnerung an die Lampengeborgenheit helfen konnte. Der Icherzähler und sein «kleiner Bruder» werden frei-

lich nicht in eine gleiche Extremsituation getrieben, und sie gehen sehr gegensätzliche Wege: der «kleine Bruder» in ein fast hektisches Suchen nach Kontakten, nach Freunden und Freunden dieser Freunde, mit drängenden Einladungen, viel Betrieb – der Ältere geht den Weg in eine höfliche, zugleich radikale Isolation, indem er seine Geschäfte nur noch am Telefon abwickelt und auf seinen Spaziergängen jedem menschlichen Kontakt sorgfältig ausweicht (während andere Spaziergänger miteinander reden, sich Schneeballschlachten liefern oder mit Tieren sprechen).

*

Wie sorgfältig dieser scheinbar so leger Roman geschrieben ist, merkt man erst, wenn man auf die Details achtet. Und umgekehrt: erst die Aufmerksamkeit für das Detail – für die Verwendung einzelner Wörter etwa – erlaubt uns, das Buch unter der Oberfläche der Erzählung zu lesen, von innen zu verstehen. Auffallend etwa die Konsequenz, mit welcher innerhalb der Familie die Kinder auch als Erwachsene mit Übernahmen genannt werden, und zwar mit solchen, die weniger zärtlichen als komischen Beiklang haben (der Icherzähler ist für die Grossmutter auch vor Gästen «Mops», Pingger bleibt auch als Toter Pingger, der «kleine Bruder» erscheint noch als grossgewachsener, erfolgreicher Student unter dieser Bezeichnung) – was bewirkt, dass die Träger dieser Namen, diese behüteten Kinder, doch nie ganz, nie tödlich ernst genommen werden: Tragik und Trauer laufen gewissermassen neben ihnen her.

Aber umgekehrt, fast als eine Art Kontrapunkt, spielt das Wort «Bruder» im Buch eine wesentliche Rolle. «Lieber

Brüdi» – wird der Icherzähler gleich am ersten Tag von den Freunden seines Bruders angeredet, und er ärgert sich darüber, weil diese Anrede nur seinem kleinen Bruder zusteht und es erst noch nach einheimischem Sprachgebrauch sächlich «liebes Brüdi» heissen müsste. Und doch kommt er später nicht darum herum, mit Neid zu bemerken, wie ein Freund seines Bruders seiner Kollegin den Arm um die Schultern legt, «als wären sie Geschwister» ...

Und da ist zuletzt der Titel des Buches, der unverständlich bleibt bis zum letzten Abschnitt. «Grünsee»: ein Haus, das der Erzähler in der Kindheit immer streng verschlossen gesehen hatte, das aber jetzt offen ist, ein Gasthaus: eine Art Zeichen für eine Möglichkeit der Begegnung, für eine Offenheit, welche die Familie nicht kannte. In mehreren Ansätzen sucht der Icherzähler am letzten Tag diesen Ort zu erreichen, um sich mit seinem Bruder zu treffen: seine einsamen Spaziergänge, die zuerst Gänge der Angst entlang waren, zurück in die Vergangenheit, werden so zu Versuchen, der Isolation zu entkommen.

Die Isolation des Menschen und die Angst, die aus ihr und aus der Todesnähe aufbricht, sind die grossen Themen des Buches. Ein weiteres Thema aber, ein untergründiges, leise, fast zaghaft intoniert, ist das Suchen nach einer neuen, einer brüderlichen Gemeinschaft. Auch dies gehört zum Bewegenden und Beeindruckenden dieses wichtigen Buches.

Elsbeth Pulver

¹ Christoph Geiser, *Zimmer mit Frühstück*, Erzählung, Lenos-Presse, Basel 1975.
– ² Christoph Geiser, *Grünsee*, Benziger-Verlag, Zürich 1978.

ERINNERUNGEN EINES SOZIALDEMOKRATEN

Ein Leben lang gegen ideologisches Schwadronieren

Die Schweiz ist nicht reich an politischer Memoiren-Literatur. Die Lebenserinnerungen von Paul Schmid-Ammann sind ein um so bemerkenswerteres Buch, als der Autor ein Mann der gemässigten Linken ist und die sozialpolitischen Auseinandersetzungen der Zwischenkriegszeit von einer «mittleren Warte» aus erlebt hat¹. Schmid-Ammanns letzte berufliche Station war die Chefredaktion des sozialdemokratischen «*Volksrecht*», zu einer Zeit, als diese Tageszeitung noch eine der grossen und ernst genommenen Meinungsblätter auf dem Platze Zürich war. Der 1900 Geborene zog sich 1964 aus dem Journalismus zurück und wandte sich der Schriftstellerei zu. Bekannt geworden ist vor allem sein etwas anspruchsvoll betitelt Buch *Die Wahrheit über den Generalstreik von 1918* (Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich, 1968). Als Vertreter der «Alten Linken» musste er sich von der studentischen «Neuen Linken» als «sogenannten Sozialdemokraten» apostrophieren lassen, als ihn die Theologische Fakultät der Universität Zürich zum Ehrendoktor ernannte.

Es ist ein inhaltlich und stilistisch gelungener persönlicher Rechenschaftsbericht entstanden, ohne Selbstbeschönigungen, ohne Dramatisierung der eigenen, bescheidenen Rolle im Zeitgeschehen. Der Autor führt uns durch ein halbes Jahrhundert erlebter Schweizergeschichte. Herkunftsmässig hat er Blut von Bauern und Arbeitern in seinen Adern. Die Aussöhnung dieser zwei Volksgruppen wurde früh zu einem

seiner wesentlichen Anliegen. Zunächst im Gymnasium gescheitert, wurde er Praktikant, Knecht und Aufseher auf Landwirtschaftsbetrieben und absolvierte später an der ETH ein Agronomie-Studium. Er wirkte dann als Sekretär und Redaktor in der Schaffhauser Bauernbewegung, schon damals mit arbeiterfreundlichen, aber strikte antimarxistischen Stellungnahmen Beachtung findend. Bauernsekretär Ernst Laur, auch er gemässigt-links stehend, war sein Förderer und Mitstreiter. Nebenher redigierte Schmid-Ammann das Wochenblatt «*Die Nation*», in den dreissiger Jahren eines der Sprachrohre des Widerstands gegen eine Anpassung an Hitler-Deutschland und einer antizyklischen staatlichen Wirtschaftspolitik. Im Jahre 1939 stellte der zuvor sanitär ausgemusterte Gefreite das Gesuch, «*mich wieder in die aktive Armee einzustellen*». Es wurde ihm stattgegeben.

Als seine Schaffhauser Hausmacht für seinen Geschmack zu stark nach «rechts» schwenkte, ging Schmid-Ammann zur linksbürgerlichen «*Neuen Bündner Zeitung*». Nach dem Zweiten Weltkrieg, als er bei der Sozialdemokratie den Marxismus endgültig überwunden glaubte, folgte er einem Ruf Hans Oprechts ans «*Volksrecht*». Er hatte nicht damit gerechnet, dass er in seinen alten Tagen in seiner neuen politischen Heimat erneut von «ideologischen Schwadronen» bedrängt würde, die den schmerzhaften Läuterungsprozess der Jahrzehnte zuvor ignorierten und mit den alten Klassenkampf-Thesen nochmals von vorne be-

ginnen wollten. Von den Vätern des «AZ»-Konzepts zur Fortsetzung des «Volksrecht» weiss Schmid-Ammann nichts Gutes zu berichten. Auch nicht von Schriftstellern, «*die in der «AZ» ihren neuentdeckten Sozialismus verkündeten und dem bisherigen sozialdemokratischen «Establishment» mit seinem «Krämergeist» die Leviten verlasen*». 1973 war die «Zürcher AZ» am Ende. (Inzwischen ist ein Mini-«Volksrecht» als Kopfblatt des «Freien Aargauers» wieder auferstanden und wird, wie dieser, beim «Aargauer Tagblatt» in Aarau gedruckt.)

Besonders setzte sich Schmid-Ammann mit dem politischen Katholizismus auseinander, der in kritischer Zeit unsere liberale Demokratie im Sinne des Autoritätsgedankens Roms umgestalten wollte und Niklaus von der Flüe «*zur Propaganda für die Rekatholisierung der Schweiz missbrauchen*» wollte. «*Das Pfaffentum hat Jesus ans Kreuz geschlagen, und das Pfaffentum jeglicher Art schlägt ihn immer wieder aufs neue ans Kreuz. Es zerstört die Liebe.*» Schmid-Ammanns Religiosität war geprägt worden von seinem Grossvater, einem Fabrikarbeiter, und seiner Grossmutter, einer neunzigjährigen Rebfrau am Zürichsee. Leonhard Ragaz war sein theologisches Vorbild.

Als aktuelle Aussage zum Rummel um Meienbergs *Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.* schreibt der unverdächtige Zeuge Schmid-Ammann, «*unter höchster Kriegsbedrohung*» habe man «*abschreckende harte Strafen*» für «*unerlässlich*» gehalten. «*Die Todes-*

urteile sind damals von der übergrossen Mehrheit der Bevölkerung und der Soldaten gebilligt worden.»

Im Kanton Zürich war Schmid-Ammann Mitglied des Erziehungsrates. «*Ich teilte durchaus nicht die Auffassung «progressiver» Pädagogen, dass unser Schulwesen von Grund auf falsch sei, die Erziehung antiautoritär gestaltet werden müsse, vom Schüler so wenig wie möglich gefordert werden dürfe und Prüfungen des Teufels seien.*» Energisch wehrt sich der Sozialdemokrat gegen Tendenzen zur Gesamtschule nach ausländischen Mustern. «*Es ist leeres Geschwätz, wenn von Journalisten, die sich nicht die Mühe nehmen, sich sachlich zu informieren, behauptet wird, es herrsche bei uns ein Bildungsnotstand und keine Chancengleichheit.*» Im Zeichen des stürmischen Wachstums der Studentenzahlen hält er eine «*strengere Selektion an den Mittelschulen, aber auch an den Universitäten selbst für unerlässlich*».

Schmid-Ammann bekennt sich nachdrücklich zu den Grundlagen unseres Staates. Die Schweiz lebe «*nicht aus dem Zynismus ihrer Kritiker und Politologen*», sondern aus dem Engagement ihrer Bürger. Diese verdienten unseren Dank, und nicht den Spott, den Max Frisch 1976 in seiner Rede zum Empfang des Friedenspreises des deutschen Buchhandels ausgegossen habe.

Samuel Siegrist

¹ Paul Schmid-Ammann, *Unterwegs von der politischen zur sozialen Demokratie*, Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich 1978.

HINWEISE

Die Italienische Reise

Als Sonderausgabe des Verlages C. H. Beck in München ist eine mit vierzig Illustrationen nach zeitgenössischen Vorlagen ausgestattete Edition der «*Italienischen Reise*» von Goethe erschienen, zu der Herbert von Einem einen ausführlichen, gründlich erarbeiteten Anmerkungs- und über hundertfünfzig Seiten beigesteuert hat. Das berühmte Buch, eines der meist verbreiteten wohl, vereinigt die verschiedensten Eigenschaften. Es ist, vor allem, Selbstdarstellung und ein Stück Autobiographie seines Verfassers. Aber es ist auch ein Reisebuch, ein Kunstführer in gewisser Hinsicht, wenn es hier auch des Kommentars besonders bedürftig ist. Denn in den zweihundert Jahren seit Goethes Reise haben Standorte von Kunstwerken geändert, sind Zuschreibungen korrigiert worden. Hier leisten von Einems Nachwort und Kommentar willkommene Dienste. Nicht den geringsten Gewinn jedoch wird der Leser haben, der sich dem lebendigen Bericht als einem Führer zurück in die Zeit Goethes anvertraut: es ist kulturhistorisch reizvoll, die Reisemöglichkeiten, auch die zu Wasser etwa von Neapel nach Palermo, die Distanzen und die Zeit, die man dafür brauchte, sie zurückzulegen, die Art der Unterkünfte, der Vergnügungen, der Reisegewohnheiten und vieles andere mehr in Goethes weit ausgreifender Schilderung kennen zu lernen. Zweihundert Jahre sind seit dem Erscheinen des Reiseberichts bald einmal vergangen. Was sich seither verändert hat in unserem Weltbild und in unseren Wertvorstellungen, mag allein schon

daraus hervorgehen, wie Goethe am 1. November 1786 Rom begrüßt: «Ja, ich bin endlich in dieser Hauptstadt der Welt angelangt!» Es gehen ihm die Träume seiner Jugend in Erfüllung, er sieht sich umgeben von klassischer Kultur der Antike, und es ist offensichtlich, dass es für ihn kein höheres und wichtigeres Reiseziel geben konnte. Ja, als er seinen zweiten römischen Aufenthalt beendete und nach Weimar zurückfuhr, kam es ihm gar vor, als verlasse er seine wahre Heimat und ziehe in die Fremde, in die Verbannung wie Ovid, dessen Elegie er zitiert. Da ist, was zunächst wohl mit seiner persönlichen Entwicklung zu tun hat, mit den Wünschen, die der Vater durch seine Erzählungen und begeisterten Schilderungen im Knaben geweckt hatte, zu einem epochemachenden Ereignis für die deutsche Klassik geworden. – Goethes Italienische Reise ist ein Buch von unvergänglicher Jugend; es in die Ferien mitzunehmen, wäre kein schlechter Rat.

Walter Jens, Eine deutsche Universität

Der Untertitel, 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik, weist auf den Anlass dieser lebendig und keineswegs trocken geschriebenen Universitätsgeschichte hin: es ist gewissermassen die Festschrift zur Feier des vollendeten halben Jahrtausends der Universität Tübingen. Ein Bildungsinstitut, gegründet 1477 durch den Grafen Eberhard im Barte, ein überblickbarer Bereich des Wirkens und des Wandels der Zeit. Geschichte, vornehmlich Kulturgeschichte, Rechts- und Sittengeschichte, haben hier die

Deutlichkeit konkreter Vorgänge. Walter Jens erzählt gewissermassen den Roman der Universität, der spannungsreich und nie ohne Komik ist. Die bedeutenden Gelehrtenfiguren, die strengen Scholarchen und die beflissenen Privilegienjäger defilieren vor dem Leser; die Studenten treiben es bunt und haben dafür manchmal zu büssen. In der Tat, was der Verfasser in seinem Epilog auf die knappe Formel bringt: «In aller Widersprüchlichkeit eine Historie *in nuce*» – das ist sein Buch – ein Auftragswerk – geworden. Walter Jens hat sich gründlich dokumentiert und gibt in den Anmerkungen am Schluss auch seine Quellen an. Aber was er geschaffen hat, ist eine unterhaltsame Erzählung von historischen Fakten. Hebammen-Prüfungen der frühen Zeit, Teufels-Pakte als Gegenstand von Senatsverhandlungen, plastisch dargestellt von einem Schriftsteller, der zu erzählen weiss, sagen mehr aus über die Zustände und den Geist der Zeiten als umständliche Analysen des Quellenmaterials. (Kindler-Verlag, München 1977.)

Max Frisch, Triptychon

Vorläufig zur Aufführung durch das Theater nicht freigegeben, stellen die drei Bilder *Max Frischs* szenische Gedankenspiele zum Thema Tod dar. Das erste Bild spielt mit dem Motiv, dass der Tote seiner Beerdigung beiwohnt, ohne dass ihn die Trauergäste sehen können. Die Banalität dessen, was da gesprochen wird, obgleich es meist gut gemeint ist, tritt um so deutlicher hervor: vor der Tatsache des Todes erscheint Konversation in ihrer ganzen Leere. Das zweite Bild spielt in einem imaginären Jenseits, die Personen sind

alle gestorben. Einige haben einander gekannt, aber da der eine früh, der andere als alter Mensch gestorben ist, haben sich die Proportionen ins Absurde verschoben. Der Vater hat einen Sohn, der älter ist als er. Die Erfahrung, die alle machen, besteht darin, dass «nichts mehr hinzukommt». Was einer hört oder denkt, hat er schon längst gehört oder gedacht. Nichts geschieht und – ein Ausspruch Katrins – «die Ewigkeit ist banal». Im dritten Bild endlich wohnen wir dem Versuch eines jungen Mannes bei, sich mit seiner verstorbenen Freundin zu unterhalten. Die beiden sitzen auf einer Bank, auf der sie sich einst getroffen haben. Es bleibt ein Monolog, und selbst dann, wenn die Partnerin spricht, sind es nur die erinnerten Sätze, die sie einst gesprochen hat. Das Zwiegespräch mit der toten Geliebten führt im Kreis herum: es ist abgeschlossen. Alle drei Bilder zeichnen sich durch knappe, manches aussparende Sätze aus, durch eine Technik der szenischen Kommunikation, die gerade auch im Verstummen, im Schweigen spricht. (Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1978.)

Martin Walser, Ein fliehendes Pferd

Die Novelle von Martin Walser hält sich seit ihrem Erscheinen an der Spitze der Bestsellerlisten, und was allenfalls Kritik über Erfolg oder Misserfolg eines Buches vermöge, wäre an diesem einen Titel abzulesen. Grosses Aufsehen erregte der Umstand, dass der Kritiker Reich-Ranicki, nachdem er Martin Walser bei Anlass früherer Werke zur literarischen Null erklärt hatte, «*Ein fliehendes Pferd*» als Meisterwerk feierte

und anlässlich einer Lesung des Autors als lobpreisender Vorredner auftrat. Der Betrieb, zu dem man in diesem Fall unbedingt auch die Kritik rechnen muss, hat hier ein Schaustück erster Güte geboten. Zur Sache selbst: Die Novelle «*Ein fliehendes Pferd*» ist ein handwerklich gelungenes Stück Erzählprosa, handelnd von zwei Ehepaaren im Urlaub, von Resignation und Frustration und, wie man sie vor anderen zu verbergen sucht. In dem durchgebrannten Pferd, das der Novelle den Titel gibt, sehen die Beteiligten ein Zeichen für Ausbruch aus eingefahrenen Gewohnheiten, aus Zwängen und Befangenheiten. Aber das Pferd wird eingefangen, und keiner denkt im Ernst daran, einen Fluchtversuch zu wagen. Martin Walser hat den Stoff souverän gegliedert, er stellt in perfekter Erzähl-

technik dar, wie sich der Konflikt anlässlich einer zufälligen Ferienbegegnung allmählich entfaltet. Dass es ein Retortenkrieg ist, ein umsichtig angeordnetes Experiment mit Menschen, ist dennoch ein Eindruck, der die Wirkung beeinträchtigt. Von Liebe, Lebensgenuss und Lebensneid wird da erzählt und dem Leser Einblick gewährt in die inneren Befindlichkeiten des Gymnasiallehrers Helmut und seiner Frau Sabine, auch des unvermutet nach vielen Jahren wieder auftauchenden ehemaligen Klassenkameraden Klaus und seiner sehr viel jüngeren Frau Helene. Aber Liebe, Lebensgenuss und Lebensneid haben da nicht die Gewalt von Gefühlskräften. Walser erzählt nicht den Verlauf der Krankheit, sondern erörtert die Diagnose. (*Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 1978.*)

Immer wieder
frohe Stunden mit der

Blauband★★
aus Brissago

Einfach beglückend!
Sie wischt die Sorgen
und Mühen des Tages hinweg
und lässt die gute
Laune auferstehen.
Man kann sie nicht entbehren...


